

Rezensionen

Bähler, Anna: Kühlewil 1892–2017. Die Geschichte einer sozialen Institution der Stadt Bern.

Baden: Hier und Jetzt 2017 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 92). 220 S.

Anlässlich des 125-Jahr-Jubiläums des stadtbernischen Alters- und Pflegeheims Kühlewil hat Anna Bähler die wechselvolle Geschichte dieser Institution, die 1892 als Armenanstalt gegründet wurde, nachgezeichnet. Die Festschrift schliesst – jedoch ohne diesen Bezug herzustellen – thematisch an eine grössere Zahl von Arbeiten an, die in den vergangenen Jahren im Kontext der wissenschaftlichen Aufarbeitung der in der Schweiz bis in die frühen 1980er-Jahre praktizierten sogenannten fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen erschienen sind. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass der Bundesrat zur Erforschung «dieses heiklen Kapitels der schweizerischen Sozialgeschichte»¹ 2014 eine Unabhängige Expertenkommission (UEK) Administrative Versorgung einsetzte und 2017 das Nationale Forschungsprogramm «Fürsorge und Zwang – Geschichte, Gegenwart, Zukunft» (NFP 76) lancierte. Im Umkreis der UEK und im Zuge der Vorbereitung des NFP 76 wurden zahlreiche Forschungsarbeiten publiziert.²

Die Festschrift zu Kühlewil ist sowohl chronologisch als auch thematisch strukturiert und enthält zahlreiche ganzseitige Schwarz-Weiss-Abbildungen. Sie beginnt mit einem Vorwort von Franziska Teuscher, Gemeinderätin für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern, und dem Dank der Autorin an Personen, welche die Publikation ermöglicht respektive die Arbeit an dieser unterstützt haben. Diesen Dankesworten ist zu entnehmen, dass zahlreiche Gespräche, die Anna Bähler mit pensionierten Mitarbeitern, einem ehemaligen Heimleiter sowie ehemaligen Heimärzten führte, eine wichtige Grundlage für das Buch darstellten. Die folgenden Ausführungen zur Geschichte von Kühlewil sind in drei Teile gegliedert, die ihrerseits in kurze Abschnitte unterteilt sind und ausserdem Textkästen mit eher anekdotischen Bemerkungen zu verschiedenen Geschehnissen in Kühlewil beinhalten. Den Abschluss bildet ein ebenfalls kurz gehaltenes Fazit.

Eine eigentliche Einleitung, in der die Struktur des Buchs, die Schwerpunktsetzung oder die Quellengrundlage erläutert würden, fehlt. Zu Beginn des erstens Teils, in dem die Gründung und die Entwicklung von Kühlewil bis in die heutige Zeit im Zentrum stehen, erfährt man in dieser Hinsicht einzig, dass sich die Festschrift «mit der Geschichte dieser traditionsreichen Institution, vor allem aber mit den Menschen, die dort lebten und arbeiteten» (S. 14), befasse. Ziel der Publikation ist es also in erster Linie, die Vorgänge «im Inneren» von Kühlewil zu beleuchten – eine Perspektive, die sich auch

mit dem Konzept der «Lebenswelt» fassen liesse, wie dies etwa in Kevin Heinigers Untersuchung zur Zwangserziehungsanstalt Aarburg der Fall ist.³ Den kurzen einleitenden Bemerkungen ist ausserdem zu entnehmen, dass die «Entwicklungen und Veränderungen in Kühlewil» geprägt waren «von wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen der letzten 125 Jahre, aber auch von einer sich wandelnden Wahrnehmung der Armut und der Menschen, deren Verhalten nicht der gesellschaftlichen Norm entsprach», und dass «die Geschichte des Heims eng verbunden [ist] mit der Geschichte der Armut und der sozialen Fürsorge in der Stadt Bern» (S. 14f.). Diese Ausführungen deuten darauf hin, dass die Betrachtung des «Innenlebens» von Kühlewil eingebettet werden soll in einen grösseren Kontext, der vor allem historische Entwicklungen in der Stadt Bern seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert betrifft. Eine solche Kontextualisierung gelingt der Autorin insbesondere im ersten Teil ihrer Publikation. Hier zeichnet sie anschaulich die verschiedenen Etappen des institutionellen Wandels von Kühlewil nach (Armenanstalt, Fürsorgeanstalt respektive -heim, Alters- und Pflegeheim) und verortet diese Entwicklung in der Geschichte der Armut, der Sozialpolitik und der Altersfürsorge. Deutlich zum Ausdruck kommt dabei der «zweischneidig[e] Charakter» (S. 31) der Institution, der sich treffend mit «Fürsorge und Zwang» zusammenfassen liesse. In Kühlewil wurden «alte, kranke, behinderte, arme und sozial desintegrierte Personen» untergebracht (ebd.). Diesen Personen sollte die Anstalt «ein Zuhause» (ebd.) bieten. Menschen, die freiwillig im Heim lebten, bildeten stets nur «eine kleine Minderheit» (ebd.) der sogenannten Pfleglinge. Die meisten Insassen und Insassinnen waren unfreiwillig in Kühlewil. Ihre «Versorgung» diene insbesondere dem Zweck, die Berner «Bevölkerung von heruntergekommenen und arbeitsscheuen Individuen zu reinigen», wie es 1895 im Verwaltungsbericht des Gemeinderats hiess. Der Ruf als Zwangsanstalt «blieb lange an Kühlewil hängen» (S. 33) und prägte die Institution nachhaltig.

Im zweiten Teil des Buchs richtet Anna Bähler den Blick auf zahlreiche Facetten des Anstaltslebens in Kühlewil. Diese detailreichen Ausführungen stützen sich in erster Linie auf Verwaltungsberichte, Hausordnungen, Sitzungsprotokolle der Aufsichtskommission, das interne Informationsblatt *Voilà* und wohl auch auf Gespräche mit ehemaligen Mitarbeitenden. Die Autorin erwähnt den Umstand, dass es sich bei ihrer Betrachtung – zwangsläufig – um eine «Geschichte von oben» handelt, eher beiläufig. Sie schreibt an einer Stelle, dass «die Pfleglinge vor allem in den ersten vier Jahrzehnten zahlreiche Beschwerdebriefe» geschrieben hätten, doch «die meisten Originalbriefe nicht mehr aufzufinden» seien. Aus diesem Grund schildere «dieses Kapitel die Problematik des Zusammenlebens vorwiegend aus der Perspektive der Anstaltsleitung, ab 1962 auch aus der Sicht des Personals» (S. 107). Diese kleine Bemerkung zeigt einmal

mehr, wie schwierig es gerade im Fall des vorliegenden Themas ist, der oft geäusserten Forderung nach einer «Geschichte von unten» nachzukommen und den von fürsorgeerischen Zwangsmassnahmen Betroffenen eine Stimme zu geben.

Der dritte Teil des Buchs befasst sich mit den Krankheiten, an denen die in Kühlewil untergebrachten Menschen litten, und der Krankenpflege in der Institution. Auch dieser Teil wendet sich primär dem «Innenleben» der Anstalt zu. Gleichwohl stellt die Autorin einige interessante Kontextbezüge her, insbesondere zur Entwicklung der Pflegepersonalausbildung in der Schweiz. Im Fazit würdigt Anna Bähler das «einzigartig[e] Profil» (S.191), über welches das Alters- und Pflegeheim Kühlewil heute verfüge, und führt dieses Profil nicht zuletzt auf die Geschichte der Institution zurück.

Das vorliegende Buch ist leicht zu lesen, anschaulich und detailreich. Es handelt sich hierbei insofern um eine klassische Festschrift, als die Autorin darauf verzichtet hat, ihre Untersuchung in einen grösseren Forschungszusammenhang zu stellen. Folglich richtet sich die Schrift in erster Linie an ein historisch interessiertes Publikum und weniger an Fachpersonen.

Michèle Hofmann, Bern

- ¹ Germann, Urs: Die administrative Anstaltsversorgung in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Bericht zum aktuellen Stand der Forschung. Bern 2014, 2 (www.infoclio.ch/de/node/134673).
- ² Vgl. Germann (wie Anm. 1); www.uek-administrative-versorgungen.ch; www.nfp76.ch. Ausserdem wurden in verschiedenen Kantonen Studien in Auftrag gegeben. Jüngst wurden beispielsweise Ergebnisse eines Forschungsprojekts des Kantons Zürich veröffentlicht. Vgl. Gnädinger, Beat; Rothenbühler, Verena (Hrsg.): Menschen korrigieren. Fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen im Kanton Zürich bis 1981. Zürich 2018.
- ³ Vgl. Heiniger, Kevin: Krisen, Kritik und Sexualnot. Die «Nacherziehung» männlicher Jugendlicher in der Anstalt Aarburg (1893–1981). Zürich 2016.

Bammatter, Simone: Liftfahrt – eine Zeitreise. EMCH Aufzüge AG – ein Unternehmen über vier Generationen.

Bern: Stämpfli 2018. 256 S.

Emch-Aufzüge sind ein Aushängeschild der Branche im Raum Bern. «Mehr als ein Lift», «Komplettlösungen vom Profi», «Mit EMCH-Aufzügen in den siebten Himmel» liest man auf der Homepage des Unternehmens oder in Wirtschaftszeitungen. Die Liste von eingerichteten Aufzügen, seien es Personen-, Waren- oder Autolifte, in Villen, Schlössern, Museen, Volksschulen und Universitäten, Bahnhöfen, Seniorenresidenzen, Spitälern, in der Stadt und auf dem Land, in Bümpliz oder in Paris La Défense ist beeindruckend. Auch andere Zahlen setzen hohe Massstäbe: Das seit 1968 an der Fellerstrasse

in Bümpliz domizilierte Unternehmen wurde 1880 gegründet und hat seither 8000 Projekte realisiert. Den tausendsten Lift baute es bereits 1970 ein. 2018 zählte es über 200 Angestellte. Nun liegt ein Firmenporträt vor: 250 Seiten, grossformatige Farbbilder, die einen auf die versprochene Reise mitnehmen, viel Material in Wort und Bild zum Herkommen des Unternehmens, ausgewählt und geordnet präsentiert von einem Marketing- und Kommunikationsprofi, der «wahre Geschichten rekonstruieren und fiktive Welten kreieren» und «mit einem prägnanten Text ins Schwarze treffen» will (S. 255). Unterstützt wurde sie dabei von einem Mitautor und einem Rechercheteam von vier weiteren Personen.

Der schöne Band wird durch Bildstrecken am Anfang und am Schluss umrahmt und enthält viel und vielfach farbiges Bildmaterial, das in den Text eingestreut ist. Er beginnt mit einer etwas kurz und willkürlich geratenen Geschichte des Aufzugs und fährt weiter mit der chronologischen Darstellung der Firmengeschichte. Johannes (Hans) Emch wird 1853 geboren und wächst auf einem Mühlenbetrieb in Lüterswil im solothurnischen Bucheggberg auf. Ab 1880 baut er in Bern Sackaufzüge für Müllereien, nach 1889 versorgt er seinen Betrieb im Sulgenbach mit selbst produzierter elektrischer Energie. Das Holz, das er verbaut, stammt aus seinem eigenen Säge- und Holzwerk in Belp. Noch mehr elektrische Energie produziert er in einer Anlage an der Gürbe. Emch, der den öffentlichen Verkehr benutzt, um zwischen seinen Betrieben im Sulgenbach und in Belp hin- und herzufahren, fördert das stadtbernerische Dampftram II nach Wabern und die Gürbetalbahn.

Hans Adolf Emch, der älteste Sohn, bildet sich unter anderem am Technikum Burgdorf weiter und bringt seine Kenntnisse im Maschinenbau in den Betrieb ein. Damit legt er den Grundstein für die künftige Aufzugsfabrikation. Die Landesausstellung in Bern im Sommer 1914 gibt der Firma die Gelegenheit, zu zeigen, was sie kann: Sie baut den Lift auf den Aussichtsturm beim Studerstein. 25 000 Personen benutzen ihn und erkennen die solide Arbeit. Das Unternehmen wird später von einem «Meilenstein in der Auftragschronik» sprechen (S. 32). Mit dem Tod des Firmengründers geht die Firma an die Witwe über und wird mitgetragen von den Kindern Hans Adolf, dem ältesten, der später die Firmenanteile in Belp übernimmt, Walter, dem jüngsten, sowie Margrith und Frieda. Zwei Kinder gehen ihre eigenen Wege ausserhalb des Familienbetriebs. Ende der 1920er-Jahre wird der Turbinenbau aufgegeben, zehn Jahre später der Mühlen- und der Sägereiteil. Der Fokus soll künftig auf dem Aufzugsbau liegen. Das drückt sich auch in der Umfirmierung aus: Aus Emch & Co. Maschinen- und Aufzugsfabrik Bern wird in den 1960er-Jahren EMCH Aufzüge AG. In dieses Jahrzehnt fällt auch die Übersiedlung aus dem legendär gewordenen «Emch-Loch» im Monbijou an die Fellerstrasse in Bern Bümpliz. Der Grund ist die Verlängerung der Strasse über die

Monbijoubrücke bis zum Eigerplatz. Heute steht am ehemaligen Standort der Emch das Verwaltungsgebäude Titanic II.

Das Firmenporträt über die Emch charakterisiert in gleich gründlicher Art auch die Arbeit der dritten Generation, nun am Standort in Bümpliz. Der Titel «Startschuss für Grossaufträge und individuelle Architekturlösungen» sagt bereits viel über diese Jahre unter der Leitung von Jürg Emch und seiner Gattin. Sie haben vier Kinder, von denen die beiden Söhne Hansjürg und Bernhard das Unternehmen derzeit leiten.

Die Firmengeschichte ist schon für sich allein spannend. Sie zeigt, wie umsichtig die Familie das Unternehmen geführt und wie sie immer den Puls der Zeit gespürt hat. Ihr Engagement kommt auch mit dem Auftrag zur Aufarbeitung der Geschichte des Unternehmens zum Ausdruck. Natürlich ist mit diesem Werk durch all die Vernetzungen der Firma mit dem wirtschaftlichen Umfeld auch ein Beitrag zur bernischen Wirtschafts- oder wenigstens Baugeschichte und zur Stadtgeschichte entstanden. Emch baute zum Beispiel Lifte in allen namhaften Hochbauten in Bern, vom Bethlehemacker bis nach Wittigkofen. Viele eingestreute Kästchen vermitteln technische Details zum Fortschritt im Aufzugsbau.

Im zweiten Teil des Buchs kommen Vertreter der Belegschaft und Architekten zu Wort, werden Informationen zur Branche in der Schweiz und im Ausland vermittelt sowie Referenz- und Renommeeprojekte in Wort und Bild vorgestellt. Die Abbildungen hier sind schlicht überwältigend. Schliesslich folgen Artikel zur Kulturgeschichte des Aufzugs, ein Literaturverzeichnis mit 350 Einträgen und ein noch umfangreicherer Bildnachweis. Das Buch bietet alles, was derzeit zum Aufzug aus dem Hause Emch gesagt werden kann, und ist ein Augenweide.

Walter Thut, Muri bei Bern

Britt, Hanspeter: Giesser und Totengräber. Geschichte der Schweizer Giessereiindustrie.

Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2016. 255 S.

Hanspeter Britt, geboren 1940, arbeitete sein ganzes Berufsleben in der Giessereibranche. Nach einer Lehre als Giesser in Winterthur studierte er Giessereitechnik in Duisburg, danach war er in leitender Stellung in grossen Firmen und am Schluss seiner Laufbahn im Handel und als Berater tätig. Bereits sein Urgrossvater arbeitete in den Kantonen Glarus und Thurgau als Giesser und gleichzeitig als Totengräber. Deshalb gab Britt dem Buch den etwas ausgefallenen Titel.

Anhand der Biografien seiner männlichen Vorfahren, die über drei Generationen dem Berufszweig treu blieben, gliedert der Autor sein Buch. Damit präsentiert er eine Geschichte der Giesserei in der Schweiz seit 1850, wobei es nicht nur um technische und wirtschaftliche Aspekte, sondern am Rand auch um Arbeitsverhältnisse oder Streiks geht.

Mit dem Eisenbahnbau und der Industrialisierung verlagerten sich die Giessereien von den Standorten der Rohstoffgewinnung weg in die Zentren, wohin Metalle und Kohle per Bahn transportiert wurden und wo Arbeitskräfte leichter zu finden waren. Die 1823 gegründete Solothurner Firma Von Roll betrieb beispielsweise ihre Giessereien zuerst in den Juraklüssen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen neue Standorte in Olten und Bern hinzu. Die Giessereien Georg Fischer, Sulzer und Escher Wyss entwickelten sich sogar zu grossen Konzernen, da mit der Industrialisierung die Nachfrage nach Metallprodukten stark zunahm. Britt widmet sich diesen Firmen eingehend. Ebenso stellt er auf drei Seiten die wichtigsten Giessereien im Kanton Bern vor. Der Grossvater des Autors betätigte sich ab 1887 in Biel als Giesser. 1908 gründete er dort eine eigene Giesserei, die bis 1935 existierte, dann jedoch von Georg Fischer in Schaffhausen aufgekauft und liquidiert wurde. Alexander Britt, der Vater des Autors, machte sich 1957/58 als Berater von Giessereifirmen selbstständig.

Am Schluss des Buchs listet der Autor die 48 Firmen auf, die 2014 Mitglied des Giessereiverbands der Schweiz waren. Sie beschäftigten noch rund 2700 Personen. Darunter befanden sich sechs Firmen im Kanton Bern: die Kilchhofer AG in Thun, die Eisengiesserei Ed. Mezger AG in Kallnach, die Hegi AG und die Nottaris AG in Oberburg, die Metalyss AG in Lyss und die Stadler Stahlguss AG in Biel. Der Anhang umfasst ein Glossar zu den wichtigsten Begriffen des Giessereigewerbes.

Der Autor präsentiert einen chronologischen Überblick über die Geschichte der Giesserei in der Schweiz. Die Verknüpfung mit seiner Biografie und mit jener seiner Vorfahren ist zwar originell und lebendig, der Text springt jedoch im ganzen Buch hin und her von biografischen Aspekten und Anekdoten zur Geschichte einzelner Firmen und zu allgemeinen Entwicklungen der Branche. Zahlreiche wichtige Firmen erscheinen prominent im Text, andere wie die von-Moos'schen Eisenwerke in Emmenbrücke oder die Schweizerischen Metallwerke Selve in Thun finden leider keine Erwähnung. Ebenso wäre eine Zusammenstellung der Anzahl Firmen und Beschäftigten im Längsschnitt hilfreich und wünschbar gewesen.

Christian Lüthi, Bern

**Gemeinde Adelboden (Hrsg.): Adelboden im 20. Jahrhundert.
Eine Berggemeinde wird zum Tourismusort.**

Redaktion: Christian Bärtschi, Toni Koller, Fredi Lerch. Adelboden:
Gemeinde Adelboden 2016. 256 S.

Das 1934 erschienene Adelbodenbuch von Alfred Bärtschi endet zeitlich mit dem Stand am Ende des 19. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt, als mit dem grossen Aufschwung der Hotellerie der Wandel des Bergbauerdorfs zum Tourismusort begann. Ein Nachtrag wäre längst fällig gewesen, doch schliesslich haben sich die Gemeinde und die Initianten für eine andere Lösung entschieden. Vor uns liegt nun das «Adelbodenbuch Band 2», das überaus ausführlich die Geschichte der Gemeinde im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert schildert. Dazu wurde Bärtschis «Band 1» neu publiziert.

Was in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch von einem Einzelnen bewältigt werden konnte, wurde nun angesichts des Reichtums der Sachthemen auf über ein Dutzend Spezialisten verteilt. Die Themen des alten Adelbodenbuchs aufnehmend, werden zuerst unter dem Titel «Die traditionelle Welt» die chronikale Überlieferung, die Menschen im Tal, welche die Landschaft «benützen oder schützen», und – bemerkenswert feinfühlig – die für Adelboden ganz besondere religiöse Situation mit den vielen Freikirchen behandelt. Zu diesem ersten Teil gehören auch die Landwirtschaft und ihre Modernisierung im Spannungsfeld zwischen Baulandbedarf und Direktzahlungen.

Das inhaltliche Schwergewicht ist aber der Teil «Adelboden wird neu gebaut», und hier geht es erst einmal um die Hotellerie. Naturgemäss wird die Geschichte der Hotels und der übrigen Beherbergungsinfrastruktur sowie der Bergbahnen sehr ausführlich behandelt, von den Anfängen mit der Pension Hari im Schlegeli 1873 über den grossen Boom vor dem Ersten Weltkrieg und die Krisen der Weltkriege bis zu den Konsolidierungen in der neuesten Zeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Hotellerie allerdings mit rasanter Geschwindigkeit vom Zweitwohnungsbau überholt, der sich erst mit der Krise in den 1970er-Jahren etwas verlangsamte und mit der «Zweitwohnungsinitiative» weitgehend zum Stillstand gebracht wurde. Dieser landschaftsrelevante Wandel wird im Buch zwar nicht verschwiegen, erfährt aber eine sehr zurückhaltende Betrachtung. Die beschränkte Vielfalt der Arbeitsplätze – neben der verbleibenden Landwirtschaft und der Produktion von Mineralwasser dominieren nun einmal die touristischen Dienstleistungen und das Baugewerbe – beeinflusst die Diskussion über den Gegensatz zwischen Landschaftsbild und Bauboom: Das ist auch in Adelboden ein heisses Eisen wie in allen Tourismusorten des Alpenkranzes.

Auch der nächste Hauptteil über Sport und Kultur nimmt einen beachtlichen Umfang ein. Er ist eine gelungene Kombination von Innen- und Aussenleben: Die Vereine

aus dem Sommer- und Wintersport, die Schützen-, Gesangs- und anderen Vereine sind immer als Teil des Gemeindelebens wie auch als Teil des Fremdenverkehrs dargestellt. Klar, dass dabei der Alpinismus und die verschiedenen Wintersportarten bis hin zum Skiweltcuprennen einen besonderen Platz einnehmen. Dabei werden sowohl die eigenen Leistungen als auch die Impulse der Fremden, zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem der englischen Touristen, gewürdigt. Erwähnt werden ferner die Gründerpersönlichkeiten und die Vereinsträger bis in die Gegenwart; besonders verdienstvolle Personen mit einer separaten kleinen Biografie.

Der Teil über das Gemeindeleben, die Schulen, die medizinische Versorgung und das Wohnen im Alter rundet das Buch ab. Pikant ist das Schlusskapitel unter dem Titel «Chronique scandaleuse», das einen Blick auf einige Skandalpersönlichkeiten wirft, die sich auf die eine oder andere Weise im Bergdorf bemerkbar gemacht haben, wie etwa der Millionenschwindler Dr. Claudius Alder oder die Nazi-Spionin Carmen Mory.

Das Buch ist nicht nur eine moderne, bis in die Gegenwart reichende Chronik eines Bergdorfs, es ist eine umfassende Gesamtschau seiner Landschaft, Wirtschaft und Kultur. Jeder Adelbodner, der es ergreift und darin liest, sieht sich irgendwo mitbeteiligt und erfasst, gar erwähnt, und jeder Auswärtige lernt und begreift vieles über das faszinierende Adelboden. Es ist dem Autorenkollektiv gelungen, ein Werk zu publizieren, das für viele andere Tourismusbergdörfer Vorbild sein könnte.

Quirinus Reichen, Frutigen

Glanzmann, Jonas: Emmental. Eine Landschaft erzählt Geschichte.

Langnau: Landverlag 2018. 492 S.

Mit Jonas Glanzmann unternimmt endlich wieder einmal jemand den Versuch, die ältere Geschichte des Emmentals zu präsentieren. Er gestaltet diesen als faszinierenden Spaziergang durch die Jahrtausende, der durch die Landschaft und den Naturraum und von der Archäologie über die historischen Quellen und die Architekturgeschichte bis zur Ortsnamensforschung führt.

Das Werk besteht inhaltlich aus zwei grossen Teilen. Im ersten Teil nimmt der Autor eine historisch-topografische Synthese vor. Während das obere Emmental in der Geschichtsschreibung bislang als ein erst im späteren Frühmittelalter besiedeltes Gebiet galt, vermutet der Autor bereits urgeschichtliche Siedlungstätigkeit oder zumindest intensive Begehung. Für die Römerzeit nimmt er die Nutzung der Emmentaler Wälder für die Holzversorgung der Siedlungen im Mittelland und Aaretal an. Auch für das Frühmittelalter stellt Glanzmann anregende Hypothesen auf. Ein eigenes Kapitel

widmet er den Anfängen Langnaus, die er bereits um 800 ansetzt. Er stützt sich dabei wesentlich auf die pollenanalytische Untersuchung eines Bohrkerns vom Viehmarktplatz. Ein archäologisch belegter Fixpunkt ist die Martinskirche mit einem Vorgängerbau des 11./12. Jahrhunderts, dessen Anfänge aber weiter zurückreichen könnten. Neu und bemerkenswert ist Glanzmanns Fund einer Burgstelle unbekanntes Alters auf dem Hübeli. Ausgehend davon postuliert er einen frühmittelalterlichen Herrschaftssitz mit Eigenkirche.

Weiter stellt der Autor die wichtigsten Adelsgeschlechter vor, wobei er wie alle Geschichtsforscher mit den grundsätzlichen Problemen mittelalterlicher Adelforschung zu kämpfen hat: Wegen der archäologischen wie historischen Quellenarmut, mehr aber noch wegen der schwankenden Namensnennungen ist es für die meisten Geschlechter unmöglich, deren frühe Geschichte zuverlässig zu rekonstruieren.

Ein Kapitel ist der Sakrallandschaft gewidmet. Mangels archäologischer Ausgrabungen ist nur wenig Sicheres zu den Anfängen zu sagen. Beim heutigen Forschungsstand fehlen belastbare Indizien dafür, dass die wichtigen mittelalterlichen Pfarrkirchen der Region, diejenigen von Langnau, Signau, Lauperswil, Rüderswil und Trachselwald, deutlich vor 1000 entstanden sein könnten. Umfassende archäologische Untersuchungen gibt es nur für die Kirchen Lauperswil und Trub. Erstere entstand als gemauertes Gebäude um oder etwas vor 1000, letztere im Zusammenhang mit der Klostergründung kurz vor 1130.

Das Kapitel «Die Burg als Bauwerk» basiert vor allem auf Glanzmanns eigenen Feldforschungen. Er stellt fest, dass die meisten Burgen des Emmentals als Zentren von Rodungsherrschaften zu interpretieren sind, die während der Binnenkolonisation des Hochmittelalters entstanden. Die grosse Zahl der Burgstellen auf engem Raum spricht für einen Territorialisierungswettbewerb der beteiligten Adelsgeschlechter. Die meisten dieser Kleinherrschaften hatten nicht lange Bestand, es konnte sich aber auch kein Adelsgeschlecht durchsetzen, was es Bern im 13. und 14. Jahrhundert ermöglichte, im Emmental Fuss zu fassen. Glanzmanns Hypothese, dass die Burgstellen von Lauperswil, Rüderswil, Trachselwald und wie erwähnt Langnau als hochmittelalterliche Herrschaftszentren mit Eigenkirchen und Siedlungen interpretiert werden können, erscheint plausibel, wobei die Frage, ob sie ihren Anfang im Hoch- oder bereits im Frühmittelalter nahmen, beim aktuellen Forschungsstand nicht zu beantworten ist. Zu Recht weist Glanzmann darauf hin, dass die meisten dieser Bauwerke Holz-Erde-Anlagen waren, die nach ihrem Abgang nur diskrete Spuren in Form von Gräben, Wällen und künstlichen Plateaus im Gelände hinterliessen. Die gemauerten Adelsburgen im Emmental entstanden wie anderswo auch erst im 12. und vor allem im 13. Jahrhundert.

Der zweite Teil von Glanzmanns Werk beginnt mit einem Thema, zu dem er eigene wichtige neue Forschungsergebnisse präsentieren kann – bislang unbekannte Altwege, die der Autor durch systematische Begehung des Geländes aufgefunden und verfolgt hat. Er macht eine für das Hochmittelalter bestehende Nord-Süd-Verkehrsachse plausibel, die den Jurasüdfuss mit dem Oberland verband. Die Wege führten zum einen von Siedlung zu Siedlung, dienten aber nach Glanzmann auch als Teile einer überregionalen Transitstrecke. Das gilt ebenso für die wichtige West-Ost-Verbindung zwischen Bern und Luzern, die über Lützelflüh und Huttwil führte. Interessanterweise zeigt es sich übrigens, dass fast alle der heute stellenweise abgelegenen Burgstellen der Gegend an solchen Wegen liegen. Es zeichnet sich damit ein Siedlungs- und Verkehrsnetz des Hochmittelalters ab, das sich vom neuzeitlichen und noch viel mehr vom heutigen stark unterscheidet.

In einem Kapitel werden die erforschten Burgstellen in Form von Einzelmonografien vorgestellt. Ausgehend von eigenen ausführlichen Beobachtungen am Bestand und im Gelände werden Herrschafts- und Baugeschichte dargestellt und die Anlage sowie ihre Einbettung in die Topografie rekonstruiert. Als wertvoll erweisen sich insbesondere die Grundrisspläne, in denen die Burgstelle in ihrem Gelände mit den erkennbaren beziehungsweise postulierten Elementen der Anlage mehrfarbig dargestellt sind. So ist auf den ersten Blick zu erkennen, auf welchen Bestand im Gelände – Gräben, Plateaus, Wege, Wälle und Mauerreste – sich seine Rekonstruktionen stützen.

Analog ist das Kapitel zu den Kirchen und Klöstern aufgebaut. Mangels archäologischer Forschungsergebnisse bleibt die postulierte frühe Datierung der Kirche Langnau eine Hypothese, denn die älteste erfasste, nicht vollständig freigelegte Anlage dürfte ins 11. oder 12. Jahrhundert datieren. Auch zu den Kirchen von Rüderswil, Signau und Trachselwald lässt sich nichts Abschiessendes sagen. Zwar belegen Beobachtungen im Rahmen von Sanierungen im 20. Jahrhundert bei allen drei Bauten Reste von Vorgängerkirchen, deren Datierungen aber nur grob als «hochmittelalterlich» bezeichnet werden können.

Das Werk schliesst mit einem Anhang, der eine Zeittafel, ein Glossar und ein Literaturverzeichnis enthält. Letzterem wäre wohl noch das *Historische Lexikon der Schweiz* beizufügen. Nicht Teil des Buchs, aber zusammen mit diesem entstanden und mit entsprechenden Verweisen versehen, ist ein 336 Seiten starker Wanderführer, der die im Text beschriebenen Fundstellen, Wege, Kirchen und Burgen zu attraktiven Routen verbindet und einem so die historischen Aspekte des Oberemmentals näherbringt.

Das Werk ist kein Fachbuch, sondern richtet sich an eine interessierte Öffentlichkeit. Allerdings ist es nicht einfach zu lesen. Es fehlt eine Einleitung mit einer Präsentation der Ziele, der Methoden und des Aufbaus. Ausserdem fühlt sich auch der geneigte

Leser gelegentlich überfordert von der Fülle von Aussagen, die sich mehrfach wiederholen. Es fehlen Belege in Form von Verweisen, was die Nachvollziehbarkeit vieler Aussagen verunmöglicht. Auch Querverweise und ein Register hätten das Auffinden der verstreuten Daten und Fakten erleichtert. Man gewinnt den Eindruck, dass kein Lektorat stattgefunden hat. Trotz dieser Mängel ist das Buch ein Meilenstein für die weitere historische Beschäftigung mit dem mittelalterlichen Emmental. Die vielen neuen und bislang unbekanntem Fakten werden ebenso wie die Überlegungen und Hypothesen zu weitergehenden Forschungen anregen.

Armand Baeriswyl, Bern

Raaflaub, Christian: Gurnigelbad. Die Stadt im Walde.

Thun/Gwatt: Weber 2018. 332 S.

Die Heilquelle beim späteren Hotel Gurnigelbad war bereits im 16. Jahrhundert bekannt. Sie gehörte zu den zahlreichen heilenden Wassern, die in den Schweizer Alpen und Voralpen seit dem Mittelalter von einer nach Genesung und Vergnügen dürstenden Kundschaft aufgesucht wurden. 1591 entstand bei der Schwefelquelle ein erstes kleines Badehaus, das sich bis ins 18. Jahrhundert zu einem einfachen Kurhaus entwickelte. Die grosse Einsamkeit war für viele Gäste ein Pluspunkt, für andere ein Nachteil. So beklagte sich Jeremias Gotthelf anlässlich einer Kur 1853 über «ein Stück Langerweile am Halse».

Der eigentliche Aufschwung zum mondänen gesellschaftlichen Treffpunkt begann 1861 mit dem Kauf durch die berühmte Hotelierfamilie Hauser. Johann Jakob Hauser (1828–1891), der auch «König vom Gurnigelbad» genannt und in den Nationalrat gewählt wurde, verwandelte das einfache Kurbad in eine europaweit bekannte Hotelanlage mit mehreren Gebäuden. 1869 entwarf der damals noch junge Hotelarchitekt Robert Roller aus Burgdorf ein neues «Centralgebäude», das 1873 zusammen mit einer eigenen Gasfabrik eingeweiht wurde. Um 1900 galt das Gurnigelbad mit über 500 Betten als grösste Hotelanlage der Schweiz. Den Tannenwald rund um den Gebäudekomplex gestalteten die initiativen Eigentümer in einen grossartigen Naturpark um, sodass ein begeisterter Kurgast 1900 bemerkte, dass «die Wälder von Gurnigel noch schöner [seien] als selbst die von Baden-Baden und Marienbad».

Nach Hausers Tod kam die Hotelanlage 1892 in den Besitz einer Aktiengesellschaft, die das Haus erfolgreich weiterführte. In der Nacht auf den 1. Mai 1902 fand die ganze Hotelherrlichkeit in einem Grossbrand vorerst ein trauriges Ende. Wie ein Phönix aus der Asche entstand aber in knapp drei Jahren Bauzeit ein komplett neuer Hotelgigant

nach Plänen des Berner Architekten Albert Gerster in Zusammenarbeit mit den Berufskollegen Paul Lindt und Max Hofmann. Der 240 Meter lange Hotelkomplex bot seinen Gästen alle Annehmlichkeiten der damaligen Hotelbaukunst, wie mehrere grosse Speise- und Festsäle sowie zahlreiche Privatsalons oder drei Personenaufzüge und eine Zentralheizung nach dem neusten Stand der Technik.

Nach erfolgreichen Jahren bis zum Ersten Weltkrieg bedeuteten die Kriegsjahre einen schweren Einbruch für das Hotel. Viele ehemalige Stammgäste blieben nun aus. In der Zwischenkriegszeit erwies sich die abgeschiedene Lage abseits der grossen Verkehrswege als Nachteil. Der Zweite Weltkrieg brach dem einst erfolgreichen Betrieb schliesslich das Genick. In den Kriegsjahren entschlossen sich die damaligen Besitzer zur Liquidation. Nach einer vorübergehenden Nutzung als Unterkunft für Internierte und jüdische Kinder hatten die Gebäude ausgedient. Zwischen 1946 und 1955 wurde die einst stolze Hotelanlage vom Militär abgebrochen. Übrig geblieben ist nur die frühere Dependence, der heutige Berggasthof Gurnigelbad.

Diese Geschichte vom Aufstieg und Fall des Grand Hotels Gurnigelbad findet sich in dem von Christian Raaflaub mit grossem Engagement zusammengestellten Buch bedauerlicherweise lückenhaft und häppchenweise verteilt auf über 300 Seiten und versehen mit vielen, teils vorzüglich, teils vom Verlag höchst unprofessionell reproduzierten Abbildungen. Zu Beginn stehen die Kapitel «Schwefelwasser und Suppe», «Essen und Trinken», «Musik und Geselligkeit» sowie «Massenlager für Minderbemittelte». Dann setzt die Geschichtserzählung ein, die sich offenbar auf wichtige Eckdaten aus der 1957 publizierte Dissertation von Adrian Jakob Lüthi bezieht.¹ Die zahlreichen wertvollen Abbildungen, die der Autor in jahrelanger Sucharbeit zusammengetragen hat, haben leider nur wenig aussagekräftige Legenden erhalten. Das gesammelte Material hätte eine ideale Basis zu einem fundierten Buch über einen Hotelbetrieb ergeben, der bisher, mit wenigen Ausnahmen,² von der Geschichtsschreibung kaum beachtet wurde. Nach der Lektüre dieser schwergewichtigen Publikation bleiben viele Fragen unbeantwortet: Wie verlief die bauliche Entwicklung, die anhand des reichen Bildmaterials zumindest andeutungsweise dargestellt werden könnte? Wer waren die Besitzer und Betreiber dieser Anlage? Was erzählen die Reiseführer über das Haus und seine Gäste? Warum erhielt das Gurnigelbad nie eine Eisenbahnlinie? Völlig ausgeblendet ist auch die Publikation des Architekten Robert Roller von 1879, in der er das von ihm entworfene Erweiterungsprojekt präsentiert, sich aber auch viele Gedanken zum bestehenden Hotelbetrieb macht.³ Der Leserschaft gibt das Buch punktuelle Einsicht in ein unglaubliches Hotelkonglomerat, das in der schwierigen Zwischenkriegszeit nicht mehr überleben konnte. Vielleicht werden die offenen Fragen später nochmals aufgegriffen und in einer Darstellung beantwortet,

die den Blick auf die damalige Entwicklung im Hotel- und Kurwesen ausweitet und die das vorhandene Wissen in wissenschaftlich aufgearbeiteten Zusammenhängen anschaulich vermittelt.

Roland Flückiger-Seiler, Bern

- ¹ Lüthi, Adrian Jakob: Die Mineralbäder des Kantons Bern. Wesen, Entwicklung und touristische Bedeutung. Inauguraldissertation Universität Bern. Burgdorf 1957.
- ² Krebsler, Markus: Thunersee linke Seite mit Kandertal, Nidersimmental und über Thun nach Gurnigelbad. Thun 1996, 210–233.
- ³ Roller, Robert: Ueber Hôtelbauten speciell Anlagen von Kur-, Saison- und Berg-Hôtels mit erläuternden Beispielen bewährter schweizerischer Etablissemments. Erweiterter Separat-Abdruck aus «Romberg's Zeitschrift für praktische Baukunst». Berlin 1879.